

Russland ruft

Autor(en): **Burgermeister, Rolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Familienforschung Schweiz : Jahrbuch = Généalogie suisse : annuaire = Genealogia svizzera : annuario**

Band (Jahr): **43 (2016)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-816278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Russland ruft

Rolf Burgermeister

Résumé

Le 31 mars 1818, depuis Mariental près d'Odessa le boulanger, Joachim Brauchli, originaire Wigoltingen en Thurgovie, adresse une longue lettre à sa parenté en Suisse. Il raconte les énormes difficultés auxquelles ont été confrontées dans leur émigration les familles Brauchli et Burgermeister durant leur interminable voyage : une longue navigation sur le Danube, une quarantaine dans un camp du Delta du Danube, un voyage fatigant et pénible dans une carriole tirée par des bœufs avant d'arriver enfin à Mariental. Là, ils ont pu recevoir de différentes façons une aide désintéressée jusqu'à ce que Joachim Brauchli et sa famille puissent vivre de leur propre boulangerie. Mais des treize émigrants, seuls cinq sont arrivés au but.

Zusammenfassung

Der Thurgauer Bäcker Joachim Brauchli aus Wigoltingen sandte am 31. März 1818 von Mariental bei Odessa einen langen Brief an seine Verwandten in der Heimat, in dem er auf erschütternde Weise Zeugnis ablegt von den enormen Strapazen, welche die Auswandererfamilien Brauchli und Burgermeister auf ihrer langen Reise ertragen mussten, bevor sie nach einer langen Schiffsreise donauabwärts, nach einem Quarantänelager am Donaudelta und nach einer mühsamen Reise über Land mit einem Ochsenkarren schliesslich in Mariental ankamen. Dort erlebten sie selbstlose und vielfältige Hilfe, bis Joachim Brauchli mit seinen Angehörigen schliesslich eine erfolgreiche Bäckerei aufbauen und betreiben konnte. Von den dreizehn Auswanderern erreichten indessen nur fünf das Ziel.

12 Pers
1817

1817

Im Sommer 1817 sind in die Gegend von Odessa am schwarzen Meer in Süd Russland aus der hiesigen Gemeinde gezogen:

Nat.		Jahr		Mort.		Zurückkunft		
1.								
1760	Sept.	26.	1777.	Hr. Joseph Brauchlj von Wigoltzingen	1839	Aug.	1. Par. Josef. Wien	
1793.	Feb.	6.	1798.	Hr. Magdalena Krimmler, starb auf d. Wg.	1817.	Nov.	11. Par. Frankfurt. A.	
				cop. 30 Mai '82. All. General Wig. 9.				
2.								
1788.	Mai	23.	1802.	Hr. Jacob Brauchlj von Wigoltzingen.				Par. die obigen 1.
1801	Apr.	6.	1817.	Hr. Margaretha Fingermischer.				Par. die obigen 3
				cop. 18..?				
3.								
1767.	Jan.	1.	1784.	Hr. Jacob Fingermischer von Wigoltzingen	1856	Jan.	6. Par. Hr. Josef. fl. j.	
1777.	Oct.	30.	1794.	Hr. Margaretha Wulf.	1817.	Nov.	Par. Hr. Josef. fl. j.	
				cop. 17 Jan. '800.				
1801.	Apr.	6.	1817.	Hr. Margaretha. nups. oben mit 2.				Par. die obigen 3
1802.	Nov.	11.		J. Fingering. of waben in Dingsbo				
1803.	Dec.	26.		Hr. Elisabeth.	1817.	Sept.	Par. in Vater Sumier.	
1806.	Feb.	23.		Hr. Mar. A. Julia.	1817.	Dec.	in Wien, ...	
1807.	Nov.	29.		Hr. Jacob.	1817.	Nov.	in Wien.	
1816.	Mai	1.		Hr. Sofia.	1817.		in Wien.	
4.								
1796	Mai	23.	1815.	Joseph Brauchlj von Wigoltzingen	1817.	Oct.	29. Par. Hr. Josef. fl. j.	
				in Wien & Somat. ...				
5.								
1788.	Oct.	16.	1803	Maria Sehe von Dangsang.	1817	Nov.	Par. Josef. & Hr. Maria	
				in Wien & Somat. ...				
				1816 mit Frau ...				

Abb. 1. Die Überschrift lautet: «Im Sommer 1817 sind in die Gegend von Odessa am Schwarzen Meer in Süd Russland aus der hiesigen Gemeinde gezogen.»

Anfangs des 19. Jahrhunderts wollte der russische Zar Alexander I. das Gebiet Kaukasien, insbesondere Georgien, mit tüchtigen Landwirten kolonisieren. Auf seine Einladung hin wanderten eine grosse Zahl von Bauern- und Handwerkerfamilien aus dem süddeutschen Raum, aus dem Elsass und der Schweiz dorthin aus.

Am 30. Juni 1817 machte sich auch eine Schar Thurgauer auf den Weg nach Odessa. Diese dreizehn Auswanderer sind auf der Seite 839 des Wigoltinger Haushaltregisters zusammengefasst.

Es waren der Bäcker Hans Joachim Brauchli mit seiner Frau Anna Magdalena Neuweiler (?) und deren Sohn Hans Jakob. Dieser war mit Anna Margaretha Burgermeister verheiratet, der Tochter des Hans Jakob Burgermeister. Anna Margaretha wurde im Jahre der Auswanderung konfirmiert und war erst sechzehn Jahre alt.

Deren Vater, Hans Jakob Burgermeister war von Beruf Decker und mit Anna Margaretha Wepf verheiratet. Nebst der bereits erwähnten ältesten Tochter hatten sie noch fünf Kinder im Alter von 1 bis 15 Jahren. Die Reise machten auch Johannes Brauchli und Elisa Fehr aus Engwang mit. Johannes war 21, Elisa 29 Jahre alt.

Wie beschwerlich diese Reise gewesen sein muss geht daraus hervor, dass von den dreizehn Thurgauern nur fünf das Ziel erreichten. Von der Familie Burgermeister überlebten die Reise nur der Vater, die älteste Tochter Anna Margaretha und der älteste Sohn Johann Heinrich. Letzterer heiratete 1833 in Odessa und verstarb 1867 in Lustdorf /Odessa.

Reisebericht

Auf Geheiss von Hans Joachim Brauchli führte sein Sohn Hans Jakob ein Reisetagebuch. Nach der Ankunft in Marienthal, in der Nähe von Odessa, schrieb Hans Joachim einen langen Brief nach Wigoltingen an die Daheimgebliebenen.

Diese Schilderung wurde bereits 1819 in den Nummern 16 (April) bis 31 (Dezember) in der "Thurgauer Zeitung" veröffentlicht. Es ist ein eindrückliches Dokument und legt auf erschütternde Weise Zeugnis ab von den Strapazen, denen die Auswanderer sich während der langen Donau-Schiffahrt unterziehen mussten. Selbst ein Massensterben in Ismail am Donaudelta betrachteten die vielen religiös Inspirierten als den Willen Gottes.

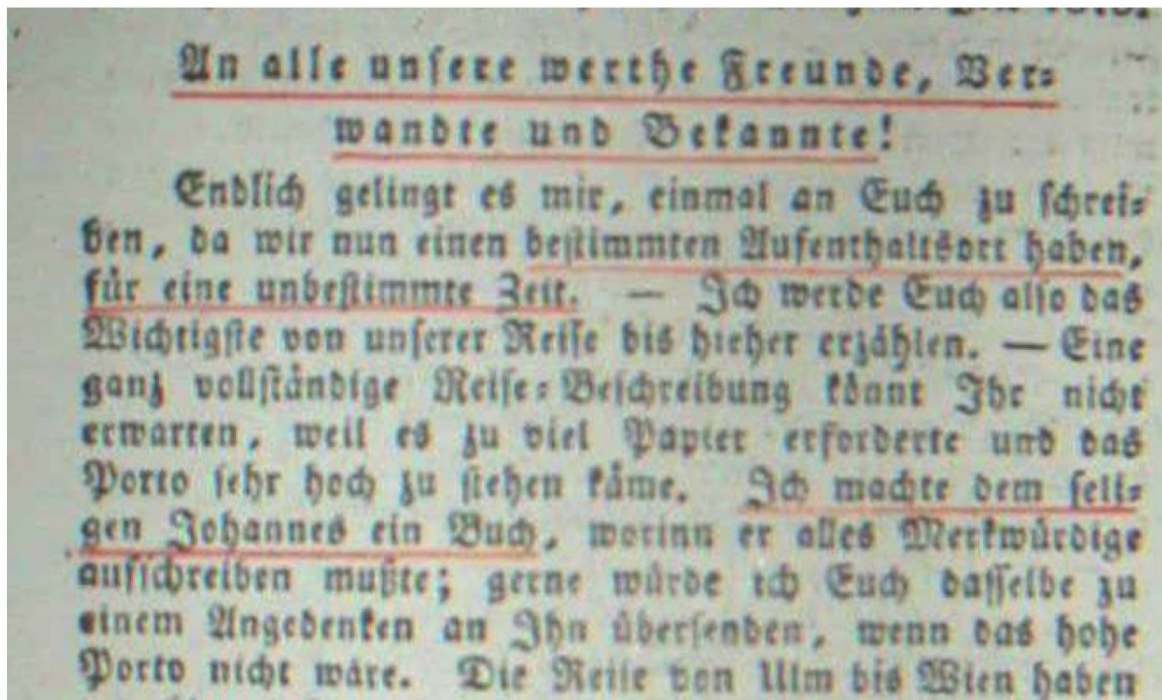


Abb. 2. Bericht der Wigoltinger Auswanderer¹

«Mariantal, Pfarrey Josephthal, bei Odessa am Schwarzen Meer in Russland den 31. März alte Zeit 1818.

An alle unsere werthe Freunde, Verwandte und Bekannte!

Endlich gelingt es mir, einmal an Euch zu schreiben, da wir nun einen bestimmten Aufenthaltsort haben für eine unbestimmte Zeit. Ich werde Euch also das Wichtigste von unserer Reise bis hierher erzählen. — Eine ganz vollständige Reisebeschreibung könnt Ihr nicht erwarten, weil es zu viel Papier erforderte und das Porto sehr hoch zu stehen käme. Ich machte dem seligen Johannes ein Buch, worin er alles Merkwürdige aufschreiben musste, gerne würde ich Euch dasselbe zu einem Angedenken an Ihn übersenden, wenn das hohe Porto nicht wäre.»

Wien bis Budapest

«Nachdem wir uns 2 Tage in Wien aufgehalten, fuhren wir am 13. Juli von dort ab; Nachmittag um 2 Uhr kamen wir nach Pressburg², die erste Stadt in Ungarn, eine schöne grosse Stadt mit vielen Juden. Hier versahen wir uns mit Lebensmitteln, Brod und Wein was hier sehr wohlfeil, nach der sonst so theuren Zeit. Der Wein ist in Ungarn so stark, dass er im Leibe brennt wie Branntwein.»

¹ Die Schreibweise wurde etwas angepasst.

² Heute Bratislava, Hauptstadt der Slowakei.

Auf der Weiterreise übernachteten sie auf den in Wien gekauften Leintüchern und Matratzen unter freiem Himmel. Noch am gleichen Tag passierten sie in der Stadt Comorn eine 'fliegende Brücke'. Brauchli war beeindruckt von den vielen Schiffmühlen, den grossen Viehherden und den vielen Weinbergen.

«Am 16. Nachmittag kamen wir auf Pest³. Pest ist eine herrliche Handelsstadt, keine Stadt, ausgenommen Wien, gefiel mir besser als Pest; prächtige Häuser, schöne Kirchen, besonders die Russische, sehr viele Schauspielhäuser aller Art, die Kasernen usw. sind sehenswert. Eine Schiffbrücke über die Donau verbindet die auch sehr schöne, an und auf einem fruchtbaren Berg liegende Hauptstadt Ofen.»

In Pest konnten sie sich mit günstigen Nahrungsmitteln versorgen. Brauchli stellte fest, dass die Ungarn das Weissbrot nach der gleichen Methode backten wie er.

«Die gemeinen Leute in Ungarn sind sehr diebisch, besonders auf das Stehlen der Brieftaschen, in welchen man das Papiergeld verwahrt, abgerichtet; sie wissen dieselben so geschickt aus der Innern Rocktasche zu schneiden, dass man nicht das geringste davon merkt, besonders da immer Märkte und ein starkes Volksgedränge ist. Einige von uns wurden gewarnt, dass wir uns wegen dessen in Obacht nehmen sollen. Dem Jakob Burgermeister von Wigoltingen, wurde wirklich seine neue Brieftasche, die er auf der Reise gekauft, gestohlen, zum Glück hatte er nur ein Paar Gulden Banko darin.»

Wegen des starken Windes mussten sie drei Tage in Pest warten und auf Strohsäcken in Wirtshäusern übernachten. Am Nachmittag des 19. Juli fuhren sie weiter.

Budapest bis Orsua

Auch am 20. Juli mussten sie in einem Wirtshaus übernachten, allerdings war es mit der Nachtruhe nicht weit her da sie von «*Schnaken (eine Art Mücken, welche grösser sind als bei uns, und deren es in den wärmeren Ländern sehr viele gibt,) sehr plagten. Wir mussten deswegen die Stube verlassen, und im Freyen umherlaufen.*» Anderntags sahen vor allem die Kinder aus, als ob sie die Pocken hätten.

«Morgens den 23^{ten} um 3 Uhr fuhren wir weiter bis wir am 24^{ten} Auf Peterwardein⁴ kamen, dies ist eine sehr grosse und starke Festung zur Sicherheit wegen des Einfalls der Türken in Ungarn; linker Hand an der Donau liegt die

³ Heute Teil von Budapest; der deutsche Namen von Buda ist Ofen.

⁴ Heute Teil der Stadt Novi Sad.

Stadt Neustadt; hier landeten wir, der General-Colonie-Pass wurde dort unterzeichnet und das Volk gezählt. Diese Gegend ist sehr reizend, hier hatte es auch viele Deutsche. Die Stadt ist schön, und gewerbsam, hier verproviantierten wir uns bis Semlin, alles war hier sehr wohlfeil. Semlin ist eine Grenzstadt und Festung, wo der Fluss Sau in die Donau fällt, und der Donau-Fluss anfängt gegen



Abb. 3. Reiseroute: Wien – Bratislava – Budapest – Novi Sad – Belgrad – Orsova – Vidin – Nicopol – Silistra – Galatz – Ismael – Akerman – Marienthal



Abb. 4. Reise von Mitte Juli bis 1. September

Morgen⁵ zu laufen. Semlin gegenüber auf der Mittagsseite des Wassers ist die grosse und wohlbefestigte Stadt Belgrad in der Turkey in Serbien. Hier war schon oft der Schauplatz der blutigsten Kriege. Wir hielten uns einige Zeit in Semlin auf, und nachdem wir uns bis Orsova verproviantiert, fahren wir weiters. Auf der rechten Seite der Donau hatten wir nun die Turkey und auf der Linken

⁵ Osten.

die Landschaft Penat in Ungarn bis Orsua, welches die letzte Stadt in Ungarn ist. Auf der servischen Seite durften wir nie landen. An dem Tage, wo wir von Semlin abgefahren, kamen wir bis vor die Stadt und Festung Pantschoa.»

Am 1. September trafen sie in Orsua ein. Die Kaufleute und Juden sprachen alle deutsch. Sie mussten für vier Tage Proviant einkaufen, doch war alles sehr teuer, kostete es sie doch alles einen Louis d'or. Das Papiergeld musste umgetauscht werden.

«Hierher bringen die Türken über die Donau allerhand Sachen zu Markte, aber kein Christ darf dem Türken näher als auf drei Schritte beikommen. Kauft der Christ vom Türken etwas, so geht er bis zum Ziel, und wirft das Geld auf den Boden, der Türke wirft die Ware in ein Geschirr mit Wasser, (aber doch nicht jede Ware?) wo es dann der Käufer heraus nimmt; will ein Christ dem Türken zu nahe kommen, oder der Türke dem Christen, so ist geschwind eine Schildwache bereit, die das Gewehr vorhält; sieht es aber keine Schildwache; und kommt der Christ zum Türken, so muss der Christ ins Contumaz⁶, und darf dann 3 Wochen lang nicht mehr unter die Christen, (daher die strenge Quarantaine, wenn man durch die Turkey gewandert ist, und nun in Russland will oder in Ungarn, so muss man sich einer strengen Quarantaine aussetzen lassen, teils weil man sich mit den Türken verunreinigt hat, theils, um keine Art ansteckende Krankheit ins Land zu bringen.)

Wenn nun bei diesem Marktplatz ein Christ das Ziel überschritten, so fangen die Türken an zu singen, zu spielen, und zu tanzen, einer verkleidet sich und spielt wie der Hanswurst bei eine Comödie. Dies ist zwar nur zum Spass, nicht dass sie einen Christen gefangen hätten, denn der Christ ist wieder frei, wenn er das Contumaz ausgehalten hat. Wir sahen auch einem solchen Spiel zu. Ist man aber einmal in der Turkey, so findet dieses alles nicht statt, man kann unter ihnen wandeln und handeln nach Belieben, nur kommt dann das Contumaz, wenn man wieder heraus will.»

Orsua bis Widin

Sie fuhren nun durch die Walachei und fanden die Gegend fürchterlich. *«Wir fahren zwischen Felsen durch, da wir nichts als ein wenig Himmel, Felsen und den Donau Strom sahen, das Wasser wurde zuweilen so schmal, dass das Schiff auf beiden Seiten die Felsen fast berührte, zuweilen stunden mitten im Flusse sehr hohe Türme von Felsen, neben welchen das Schiff stark vorbei schießt, dann gibt es viele Wirbel usw. So hatten wir denn 4 Stunden zu fahren,*

⁶ Quarantäne.

bis wir zu Nacht auf eine weite Ebene kamen, wo wir auf einer Insel übernachteten.»

Etwas später hatten sie die gefährlichste Stelle zu passieren. Er nannte die Stelle die eiserne Tür, es handelt sich jedoch um das 'Eiserne Tor', am östlichen Ausgang des Donaudurchbruchs, zwischen den Südkarpaten und dem Ostserbischen Gebirge.

Schon von weitem hörten sie ein starkes Geräusch, das sich wie ein Wasserfall anhörte. Das Wasser wühlte und wirbelte so stark, dass *«sich das Schiff immer auf und nieder schwingt. Die Ursache dieses Naturspiels kann ich nicht angeben, viele unterm Wasser liegende Felsen und Höhlen mögen sich hier befinden.»* Kurz darauf vernahmen sie, dass beim eisernen Tor zwei Schiffe mit Kaufmannsware untergegangen seien.

«Heute landeten wir das erstemal bei einem Türkischen Dorf in der Wallachey, auf der servischen Seite, mussten unsere Führer die Pässe unterzeichnen lassen, der Pascha machte ihnen eine Aufwartung mit Kaffee ohne Milch und war sehr menschenfreundlich, die Führer hatten unsern Dolmetscher bei sich, den wir von Orsua mitgenommen hatten.»

Brauchli wunderte sich über die Bauart der Häuser und die Lebensart der Leute. *«Ihre Häuser oder Hütten sind sehr elend, sie machen nur Löcher in die Erde, und bauen sich ihre Hütten darüber, diese flechten sie von Weiden, und überkleistern die Wände mit Kot; sie haben nur ein einziges Zimmer, worinnen alles beisammen wohnt, diese Leute leben bereits wie das Vieh, hier haben wir auch gesehen, wie sie Brod baken, sie machen nur ein Loch in den Boden, feuern darin, und werfen einige Laib Teig hinein, dann verkleistern sie das Loch mit Kot.»* Er fügte bei, bei ihnen in der Schweiz ginge alles doch viel reinlicher zu und her.

Die Einheimischen kamen 'haufenweise' an das Ufer der Donau und wollten Äpfel, Zwetschgen und Eier verkaufen. *«Wir kauften ungefähr einen halben Centner Zwetschgen um 12 Kronen nach Eurem Geld; noch lieber als Geld nahmen sie Korallen, messingene Fingerringe, Spiegel und dergleichen - Wir bekamen sehr viele Eier für einen schlechten messingenen Fingerring. Alles handeln sie begierig ein, was glänzet. Dabei haben die Weiber, wo sie gehen, immer kleine Kunkeln unter dem Arm und spinnen Wolle, so fein wie Seide. Die Wirtsleute tragen alle ihr Vermögen auf ihren Köpfen. Was sie seit ihrer ganzen Lebenszeit an Geld erhalten, hängen sie an die Ohren, auch binden sie es mit Fäden um den Kopf herum. An vielen sieht man die Haare nicht mehr vor lauter Silber und Goldstücken, die wie ein Geflecht um den Kopf herum gewunden sind. Die Ohrengehänge hängen bis auf Achseln herunter.»*

Am 4. September trafen sie in der türkischen Stadt Widin ein. Keine gepflasterten Strassen, die niedrigen Häuser mit Rohr bedeckt ohne Fenster zur Strassenseite. *«Dies geschieht wegen der Weiber, die sich nicht auf den Strassen*

sehen lassen dürfen. Türme hat es keine, ob es gleich sehr viele Moscheen, das ist Kirchen, und Gebetshäuser, gibt. Bei jeder Moschee steht eine Piramide (Säule) die sehr hoch, rund, und oben meistens mit einem spitzigen Helm gedeckt sind, so, dass sie wie Türme aussehen. Die Säulen sind von Steinen erbauet, meistens hohl, so, dass man meistens bis zuoberst hinauf gehen kann. Auf einigen dieser Säulen ist die Hauptwache, wenn ein Schiff ankommt, so zeigt es diese der Polizei, vermittelst eines grossen Lärmens, an, worauf dieselbe sogleich erscheint, und das Schiff, samt allem was in demselben, streng untersucht. Hier hat es sehr viele Kaufläden; die Kaufherren sitzen gemeiniglich vor ihren Kaufläden auf einem hölzernen Laden, womit das Zimmer zugeschlossen wird. - Sie sitzen so, wie bei Euch die Schneider auf ihrem Werkbank nämlich auf den Füssen, mit einer sehr langen Tabakspfeife in dem Mund. Hier hat es auch sehr viele Feuerarbeiter, die Werkstätte sind meistens tief in die Erde gegraben, so, dass der Ambos der Erde gleich zu stehen kommt. Zu ihrer Arbeit sitzen sie, so, wie die Kaufleute, auf ihren Füssen. Neben dem verfertigen sie, man sollte es kaum glauben, weil ihre Werkstätte gleichsam nur Löcher, und sehr finster sind; eine solche feine, kunstreiche Arbeit, von Gold und Silber, dass es höchst zu bewundern ist.»

Beeindruckt war Brauchli auch von den kostbaren, mit Silber beschlagenen Pistolen, welche die Reichen ständig bei sich trugen. «Die ersten Türken welche wir sahen, kamen so bewaffnet vor und in unser Schiff. Wir fürchteten sie anfangs, denn ihre Kleidung machte schon einen furchtbaren Eindruck auf uns. Weiber sahen wir in dieser Stadt gar keine, nicht einmal von Ferne liess sich eine blicken. In den folgenden Städten sahen wir viele Weiber, aber keiner sahen wir das Angesicht, denn sie gehen alle verschleiert umher in einem schwarzen Habit, so, dass sie ein Aussehen haben, wie Klosterfrauen.

Wir gingen öfters in abgelegene Häuser, um Milch und Butter zu kaufen. Wenn wir dann in ein solches abgelegene Haus kamen, wo die Männer nicht zu Hause waren, so sprangen die Weiber und Kinder davon, verbargen sich, und liessen alles stehen, so sehr fürchteten sie uns.

Die Türken sind sehr menschenfreundlich gegen die Fremden, dergleichen Leute haben wir auf unserer Reise keine angetroffen. Ihre Redlichkeit ist nachahmungswürdig, und übertraf unser aller Erwartung. Sie betrügen keinen Menschen um einen Heller, am allerwenigsten entwenden sie jemand nur des hellerswerth. Hingegen sind ihre Gesetze von der Art, dass, wenn einer nur einen Bara, (nach unserem Geld $\frac{1}{2}$ kr.) stehlen würde, so ist er Vogel-frey, und darf ihn erschiessen wer will. Wenn wir aus Versehen einen solchen kleinen Bara (eine kleine Silbermünze) in einem Kaufmannsladen liegen liessen, so liefen sie uns so lange nach, bis sie uns einholten, und gaben uns denselben mit der grössten Höflichkeit zurück. Maas und Gewicht geben sie allzeit vollkommen. Es

wäre zu wünschen, dass die Christen den Türken in Handel und Wandel nachahmen möchten.»

Widin bis Nicopol

Auf der folgenden mehrtägigen Reise erlebten sie wieder einen Sturm, so dass sie auf einer Insel Halt machen mussten. Am 8. September fuhren sie um sechs Uhr morgens von der Insel ab und im nächsten Dorf konnten sie günstig einkaufen. Hans Jakob Brauchli erzählte, dass an diesem Tag sein Vater und seine Mutter, aber auch seine Frau von einem starken Fieber heimgesucht wurden.

«Nun wusste ich nicht was ich anfangen sollte. Wir hatten keine Better, und wenn wir auch welche gehabt hätten so hätten wir sie doch nicht gebrauchen können, da wir im Schiff nicht einmal alle Platz zum Sitzen hatten, geschweige denn liegen.»

Die Würtemberger hatten es ganz anders als wir; eine jede Familie hatte zwei bis drei Kisten, die so gross waren, dass sie ihre Better bequem darauf hinlegen konnten, und somit auf denselben schliefen. Viele von ihnen fingen an zu erkranken; die meisten bekamen das Fieber alle ander Tag, und auf diese Art konnten wir es ordnen, dass immer zwei von uns liegen konnten, obgleich sehr unbequem. (O! wie mancher Seufzer wird da nach dem Vaterlande aufgestiegen sein, wo man in gesunden und kranken Tagen, doch wenigstens sein bequemes Nachlager hat.) Wir füllten die unebenen Zwischenräume neben unsern Kisten mit Schilfröhren aus, und legten unsere Matrazen darauf hin, so dass immer zwei darauf liegen konnten. Eines musste dann sitzen so lange, bis das Fieber wieder kam. Der Fieberfrost war so heftig, dass die Kranken hoch vom Platz gehoben wurden, wenn sie davon angefallen wurden. Die Margreth hatte es am stärksten, und späterhin alle Tag; die Mutter konnte, so oft sie vom Fieber angefallen, fast beständig schlafen. Alle litten sehr starken Durst. Das Getränk welches sie trinken mussten, war Wasser, mit Essig vermischt. Wir hatten noch spanischen Kräutertee; dieser bekam meinem Vater sehr gut, so, dass er in einigen Tagen vom Fieber befreit war.

Am Abend hatte ich und der Johannes Brauchli von Wigoltingen sehr viel zu tun, bis wir unser Zelt aufrichteten, ein Nachtlager zu recht machten, etwas zu Essen zurichteten, dann die Kranken aus dem Schiff in das Zelt führten, wurde es zum öftern Elf, und zuweilen auch zwölf Uhr, denn es war fast jedesmal Nacht wenn wir landeten, und schon vor Tagesanbruch mussten wir wieder in das Schiff. Unbeschreibliche Beschwerlichkeiten hatten wir auszustehen. Jetzt wurde nun auch vollends der Johannes krank, und bekam das Fieber noch am allerstärksten. Jetzt war guter Rat teuer. Nun musste ich fremde Leute bitten

und ersuchen, das sie mir helfen des Abends die Zelte aufzurichten, und am Morgen wieder abzurechen, auch die Ware helfen auf das Schiff zu tragen. Zum Glück, und zu meinem grössten Trost konnte mein Vater das Kochen versehen, und auf diese Art konnte ich doch, wenn das Schiff am Abend landete, zur grössten Not Lebensmittel einkaufen.»

Es war am 10. September als sie in einer Stadt ankamen, an deren Name Hans Jakob sich nicht mehr erinnerte. *«Weintrauben von der Grösse wie bei euch die Zwetschgen wurden in Menge auf den Markt gebracht; und von so süsser Gattung Weintrauben habe ich in meinem Leben nicht genossen; man fühlte nicht die mindeste Säure darin. Wie bei euch die grösste Weintraube, so kleine werden hier gar keine angetroffen. Da die Türken nach ihrem Gesetz, wie bekanntlich, keinen Wein trinken dürfen, so verkaufen die gemeine Leute die Trauben, oder man macht, die bei euch bekannte grosse Weinbeeren davon; die Reichen hingegen legen den Wein in ihre Keller, und verkaufen in hernach nach Russland.*

Den Zwölften landeten wir bei der türkischen Stadt Nicopol. Diese ist eine weitläufig zerstreute grosse Stadt, allein es hat viele leere Plätze darin, indem die Russen im Jahre 1811, alle Städte in der Turkey an der Donau zerstört haben. Hier hat es sehr viele Kaufleute. In jedem Kaufladen findet man von der geringsten bis zur kostbarsten Ware, alle Art, Altes und Neues. Diese Stadt hat sehr viele Moscheen, deren Säulen der Stadt ein schönes Ansehen geben. Viele dieser Säulen aber sind bis zur Hälfte abgeschossen. Hier werden sehr viele Weinfässer verfertigt, welche mit Wein gefüllt, nach dem Schwarzen Meer geliefert werden.»

Silistria bis Galaz⁷

Die bulgarische Hafenstadt Silistria erreichten sie am 13. September. Auch diese Stadt wurde 1811 von den Russen zerstört. Schon am nächsten Morgen ging es weiter, an vielen Dörfern und Städten vorbei bis nach Galaz, wo sie am 16. September landeten, d.h. hätten landen sollen. Zu ihrem Schrecken hatten sie auf der Reise erfahren, dass in dieser Stadt die Pest herrsche. *«Es verhielt sich wirklich so, und so mussten wir uns drei Tage lang, bei Galaz aufhalten. In die Stadt durften wir nicht, wir mussten unser Lager eine halbe Stunde von der Stadt entfernt auf einer Steppe aufschlagen. Hier war alles ziemlich teuer, denn es war nur ein einziger Marketender da, welcher jede Ware im höchsten Preis verkaufte, indem er wohl sahe, dass wir Lebensmittel haben mussten, und somit ganz in seiner Gewalt stunden. Es war auch ein Schiff von Schwarzwälder-*

⁷ Heute Silistra und Galati.

Kolonisten da, welche beinahe ganz durch das hitzige Fieber ausgestorben waren. Einige waren sogar von der Pest angesteckt.»

Während diesen drei Tagen wurden viele wegen des ungesunden Klimas krank. «Der Boden liegt schneeweiss über und über von Salpeter, so dass man ganze Händevoll aufschöpfen kann, und auf diesem Boden mussten wir drei Tage lang liegen. Ich war bis hierher, Dank der ewigen und allgütigen Vorsehung! gesund. Allein, nun kam die Reihe auch an mich, und ich bekam das hitzige Fieber, und wurde sehr krank; doch ist es indessen mit meinem Vater besser geworden, ob er gleich noch sehr schwach und müde war. Hingegen die Mutter, und meine Frau, und der Johannes Brauchli, waren immer noch krank. Wir liessen den Arzt kommen welcher ihnen Medicin verordnete zum purgieren und laxieren.

Es hiess immer, wenn wir nach Galaz kommen, so bekommen wir Kopf- oder Taggeld. Allein wir bekamen nichts, und man gab uns zur Antwort, dass wir es in Ismael erhielten. Wir hätten es sehr gerne angenommen, weil unser Geld so ziemlich zusammengeschmolzen. Es hiess auch immer, dass wir vor Galaz aus bis nach Odessa, auf Wägen geführt werden, allein es ging nicht in Erfüllung. Die zu Galaz herrschende Pest mag meines Erachtens die Ursache sein.»

Galaz bis Ismael

Die Reise von Galaz bis Ismael dauerte vom 20. bis 23. September. Vier Tage mussten sie dann eine Stunde von der Stadt entfernt lagern,. Es gab weder Brot, noch Lebensmittel, geschweige denn Geld. Sie mussten sich mit elenden Zwieback zufriedengeben.

Endlich konnten sie zu einem Platz weiterreisen, der vorher von andern Kolonisten besetzt worden war. Der Platz war übersät mit Zelten und Baracken, es sah aus, wie eine grössere Stadt. «Viele Hundert, ja zu Tausenden Auswanderer hatten da auf dieser Steppe, nahe bei der Stadt, ihr Lager. Wir durften aber zu keinem dieser Leute, welche vor uns da waren, weil diese schon einen Teil vom Contumaz zurück gelegt hatten.

Es wurden deswegen Seiler gespannt, wie weit wir gehen durften, und al-lenthalben Wache von Militär. Überstieg nun ein neu Angekommener dieses Ziel, und kam zu einem oder mehreren früher Angekommenen, so wurde jener bestraft, und dieser musste seine Quarantäne wieder von vorne anfangen. Auf diesem Posten waren wir 8 Tage lang, und mussten alle Lebensmittel teuer bezahlen. Hier war ich sehr krank. Die auf Kosten des Kaisers verordneten Ärzte kamen hier an, und schrieben alle Kranke auf. Was nun nicht gesund war musste in die Spitäler.

Mit der Mutter und meiner Frau, Margaretha, war es ziemlich gut. Hingegen ich und der Johannes Brauchli von Wigoltingen wurden in das Spital verwiesen. Diese Spitäler sind nur grosse Hütten, ganz von Schilfrohre gemacht. Dergleichen Spitäler gibt es auch im Lager. Was gesund war durfte nicht zu den Kranken ins Spital, ausgenommen die Krankenwärter. Wir waren sehr verlegen, da wir uns von einander trennen sollten. Wir baten daher um die Erlaubnis, ob die Mutter und meine Frau nicht auch mit uns in das Spital dürften, um uns und andern abzuwarten, und erhielten die Erlaubnis. Nun war aber der Vater noch übrig. - Dieser schlich sich gleichsam nur so heimlich in das Spital, und fragte weiters um keine Erlaubnis, und somit waren wir beisammen. Wir liessen nun unsere Kisten und Ware durch fremde Leute, um den Lohn fortschaffen. Wir machten nun unsere Lager im Spital, worinnen etwa 50 bis 60 Kranke lagen. Am Abend kamen nun die Herren Doktoren mit 2 Personen, welche grosse hölzerne Geschirre hatten voll Medizin, von welchen alle Kranke gebrauchen mussten.

Meine Mutter wurde diesen Abend wieder vom Fieber angefallen. Jedes wurde gefragt was ihm fehle. Als nun die Reihe an den Vater kam, so erwiderte er: 'Da beinahe seine ganz Familie krank sei, so sei es notwendig bei ihr zu sein, um uns zu warten und zu pflegen.' Und auf diese Art wurde ihm erlaubt, bei uns zu bleiben. Wir erhielten nun Medizin, und mussten alle Stunden einen Löffel voll davon nehmen. Dies befolgte ich die ganze Nacht auf's punklichste, und schon am ersten Morgen war es, Gott sei Dank! viel besser mit mir, und es blieb nichts mehr von der Krankheit zurück, bloss die unausbleiblichen Folgen, nämlich Mattigkeit. - Die Mutter und meine Frau brauchten ihre Medizin noch fort; doch waren sie beide bald wieder gesund; hingegen beim Johannes wollte nichts anschlagen. Viele neben uns starben.

Die Ärzte waren auf Kosten der Regierung da, wir durften also nichts bezahlen. Auch erhielten wir von jetzt an alle Tage das tägliche Quantum von Lebensmittel, als: Brod, Fleisch, Butter, Mehl, Salz, Kartoffeln, Wein, Essig, Branntwein, Seifen, so viel, dass wir wohl damit auskommen konnten, und zwar alles gratis. - Unsere Quarantaine dahier währte 49 Tage lang, nämlich vom 23ten Sept. bis zum 8ten Novemb. Ich würde viel Papier zu überschreiben haben, wenn ich Euch alles erzählen wollte, was wir da erfahren haben.»

Unter dem freien Himmel trotzten sie der Kälte und dem Regen, oft wurden ihre Betten durch und durch nass. Gegen Ende Oktober fing es auch noch an zu schneien. Die Lage der Patienten verbesserte und verschlechterte sich laufend.

«Gegen das Ende unserer Quarantaine mussten wir uns alle, wie auch unsere Ware, berauchern lassen. Dies war wieder für uns eine überaus beschwerliche Sache. Zu dem Berauchern war ein geschlossenes Schiff bestimmt, und wer nicht zur bestimmten Zeit, nämlich die Kranken, zum Räuchern in das Schiff kam, musste neuerdings in das Spital. Wir mussten daher an einem Abend bei

sehr kalter Witterung, alle unsere Sachen stückweis auspacken, und es dann in das Schiff tragen. Hierbei mussten wir uns wirklich gesunder stellen, als wir waren, um nicht neuerdings in das Spital zu kommen, denn es hiess: wer nun geräuchert und gesund sei, der käme in ein paar Tagen fort, nach Odessa in's Winterquartier, wer aber noch krank sei, müsse neuerdings in das Spital.

Als nun unsere Ware geräuchert war, mussten wir uns alle vor dem Schiff ganz bloss ausziehen, die Kleider auf einen Haufen werfen, damit auch diese geräuchert werden konnten. Nachdem wir im Schiff andere Kleider angezogen hatten, welche vorhero geräuchert wurden, so ward uns erlaubt in unser Zelt zu gehen. Wir mussten fast erfrieren, bis diese Geschichte vorbei war.»

Nach ein paar Tagen kamen 120 Wagen aus Odessa angerollt. Als diese mit Menschen und Ware beladen waren, fuhren sie eine kurze Wegstrecke. Dort musste alles wieder abgeladen werden, weil die Fuhrleute den Befehl erhielten, einer früheren Auswanderergruppe den Vorzug zu geben.

«Wir durften nun auch in die Stadt gehen, und freueten uns deswegen inniglich, indem wir glaubten, die meiste Zeit des Tages in einer warmen Stube zubringen zu dürfen. Allein wir täuschten uns sehr, denn überall wo wir hinkamen, sogar in den Wirtshäusern waren keine Öfen. Wenn man von den Wirten etwas verlangt, so muss man solches in dem Keller geniessen. Auch bei den Kaufleuten trifft man keine Öfen an, und in ihren Kaufläden ist es so kalt, wie auf der öffentlichen Strasse. Doch, aber erst zwei Tage vor unserer Abreise, waren wir so glücklich, einen deutschen Mezger zu finden, welcher zugleich wirtete, welcher in seinem Zimmer einen Ofen hatte, wo wir uns dann erwärmen konnten, welches uns inniglich erquickte.» Brauchli beklagte sich über die ungepflasterten Strassen, auf welchen der Morast bis an die Knie reichte.

Die Stadt Ismael, welche sieben Jahre früher noch unter türkischer Herrschaft stand, wurde 1811 im Frieden von Bukarest der Krone Russlands einverleibt. *«Hier hat es nun wieder christliche, nämlich griechisch-katholische Kirchen. Alles ist hier sehr gewerbsam. Juden, Türken, Griechen treiben starken Handel. Die Juden sprechen alle gut deutsch. Alles ist hier viel teurer als in der Turkey. Die Stadt ist mit einer grossen starken Festung versehen, in welcher wir eine ungeheure Menge Kanonen, Bomben, Kugeln von allen Gattungen, nebst anderm grobem Geschütz aller Art, zu unserm grössten Erstaunen sahen.»*

Johannes Brauchli wurde erneut sehr krank, er konnte die Kälte in den Zelten kaum ertragen. Er wurde in ein Spital transferiert, wo er in einem geheizten Zimmer neben Jakob Burgermeister zu liegen kann. Die ganze Familie umsorgte den Jakob so gut es ging. *«Das Spital war eine halbe Stunde von unserm Lager entfernt. Wir besuchten ihn, so oft als es uns immer möglich war, ob wir gleich vor Mattigkeit fast nicht gehen konnten, und brachten ihm aus der Stadt Wein, und andere Sachen, was nur immer seiner Erquickung nöthig und möglich war. Er wurde nun täglich schwächer, denn alle Arzneyen waren fruchtlos.»*

Vater Brauchli ging am 29. Oktober mit allem was er für Johannes gekauft hatte, ins Spital. *«Er setzte sich vor sein Lager hin, hiess ihn aufstehen, um von den mitgebrachten Sachen zu geniessen. Er gab ihm aber keine Antwort. Mein Vater dachte deswegen doch an nichts weniger, als an ein Sterben, als er aber so eine kleine Weile vor ihm gestanden, so fing er an zu schlummern, und wachte in dieser Welt nicht mehr auf. So sanft, und ganz unbemerkt, war sein Übergang in jene selige Ewigkeit. Den 30^{ten} wurde er von Jakob Burgermeister begraben. O, wie gönnen wir ihm seine Ruhe so wohl! Der Herr hat es also wohl gemacht, und wir hoffen von seiner grossen Barmherzigkeit, dass er ihn werde in Gnaden aufgenommen haben.»*

Jakob Burgermeister und ein Württemberger waren die Totengräber der Gruppe und verdienten sich dabei ein paar Batzen. Über Mangel an Arbeit konnten sie sich nicht beklagen. *«In unserem Lager der Quarantaine, in Ismael, sind überhaupt sehr viele Menschen gestorben. Da gab es Wittwer, Wittwen und Waisen sehr viele.»*

Die beiden Totengräber gingen jeden Morgen von Zelt zu Zelt und erkundigten sich nach Verstorbenen. *«Wann zwanzig bis dreissig Todte an einem Haufen beisammen lagen, so machte man sich gar nichts mehr daraus, man vergoss keine Tränen und jammerte nicht mehr, kurz die Leute waren allgemein wie verstockt.»*

Am 5. November kam ein russischer Kommissar aus Odessa und gab den Befehl zum Aufbruch. Die Thurgauer erhielten zwei Wagen zugesprochen. Auf den einen luden sie ihre Ware und auf dem andern reisten sie. Die Mutter konnte nicht ohne fremde Hilfe zum Wagen gehen, denn sie war in den letzten Tagen wieder sehr krank geworden.

Die Reise ging zügig voran, *«indem die Ochsen hier zu Land viel schneller laufen denn bei Euch.»* Die einheimischen Bauern mussten Frondienst leisten. *«Die Wagen sind sehr einfach, klein, die Räder nicht beschlagen, und ich irre nicht wenn ich sage, dass am ganzen Wagen kein Loth Eisen ist, mit einem Wort: sie sind sehr schlecht gemacht; dessen ungeachtet aber laden sie doch sehr schwer auf, so, dass man bei Euch mit einer solchen Ladung, auf solch einem schlechten Wagen, sich nicht getraute 50 Schritt zu fahren, geschweige 50 bis 60 Stunden.»*

Es war eine lange äusserst unbequeme Reise. Am 8. November erreichte sie die Nachricht, *«dass wir uns plötzlich ins Lager begeben sollten, indem die Wägen aufs schleunigste abfahren, und somit mussten wir die Stadt verlassen, ehe wir Lebensmittel kaufen konnten. Mit Brod waren wir zwar, von dem Lager her versehen, weil aber die Kranken kein troken Brod geniessen konnten, so fehlte uns an andern Lebensmitteln sehr. Jede Familie erhielt nun auch etwas Reisegeld, wir selbst erhielten drei türkische Thaler, das ist nach eurem Geld, sechs Gulden.»*

Ismael bis Akerman

«Auf unserer ganzen Reise, welche Tage dauerte, bis wir nach Akermann kamen, welches 50 bis 60 Stunden weit ist, sahen wir kaum drey Dörfer, keinen Stein auf der ganzen Strasse, kein Bäumchen, kein Sträuchchen von irgend einer Holzart, kurz, wir sahen gar nichts als öde liegende Steppen. Steppen heisst man hier zu Land: unbebaute grosse Strecken Feldes, wo nichts als Gras wächst, und die Viehherden weiden, wenn Dörfer in der Nähe liegen. Da der Boden von Natur aus sehr gut, folglich ergiebig ist, so wächst das Gras auf den Steppen sehr hoch und giebt gutes Futter; mitunter hat es auch sehr viele, grobe holzartige Stengel. Derley Futter bleibt aber meistens unbenuzt stehen, weil in dieser Gegend wenig Dorfschaften sind. Jede Nacht mussten wir auf solcher Steppe zubringen, wo wir zum öftern nicht so viel Wasser fanden, dass wir nur etwas kochen konnten.»

Die Weiterreise war wegen der kalten Winde kaum auszuhalten. Die Fuhrleute hüllten sich nachts in ihre Pelze und schliefen unter den Wagen. Die Emigranten mussten in den Wagen *«so elendiglich sitzen und liegen, wobei es uns so heftig gefroren, dass wir uns fast den Tod wünschten.»*

Vater Brauchli litt unter Durchfall und war bis auf die Knochen abgemagert. *«Ich selbst ward auch so abgemattet, dass ich kaum eine Viertelstunde Wegs weit gehen konnte. Meine Mutter wurde durch das starke Hoppeln des Wagens, (denn es war sehr stark gefroren) immer schwächer. Ein paar Tage vor ihrem Ende kam sie noch zu ihrem völligen Bewusstsein, aber nur auf eine kurze Zeit, wo sie dann sagte: Wenn sie nur noch leben würde, bis wir nach Odessa kämen, damit wir auch für sie das Tagegeld beziehen könnten.»* Die Emigranten erfuhren gerüchtehalber, dass jeder Ankömmling ein Kopfgeld erhalte, *«nachbezahlt von dem Tage an, als wir von Hause weggereist.»*

Der Gesundheitszustand der Mutter verschlimmerte sich, und sie verlor das Bewusstsein. *«Noch nicht genug Leiden! Auch meine Frau fing an irre zu reden. Nun stelle man sich meine Lage vor. Meine Mutter, und meine Frau ganz von Sinnen entblösst, mein Vater bis zum Tode abgeschwächt, ich selbst sehr matt und kraftlos, und überdies so eine äusserst beschwerliche Reise. Nun aber wurde es, Gott sei Lob und Dank! mit meiner Frau bald wieder besser.»*

Am 10. November trafen sie um Mitternacht in einem Judenwirthshaus ein, wo sie sich mit Wein, Branntwein, Kaffee, Tee, Suppe, Fleisch, Gemüse etwas verpflegen konnten. Vater und Sohn konnten sich in der warmen Stube erholen, die kranke Mutter musste im Wagen bleiben, konnte jedoch zwei Becher Wein trinken, essen wollte sie nichts.

Am Morgen war die Mutter tot. *«Nun, Gott sei Dank! Sie meine selige Mutter hat nun alle Müheseligkeiten überwunden; sie hätte noch Vieles ausstehen müssen, bis sie dahin gekommen wäre, wo wir wirklich sind.»* Sie wurde noch

am gleichen Morgen auf einer kleinen Anhöhe in der Steppe begraben. Der Sohn war überzeugt, sie hätte die Reise überstanden, wenn der Fuhrmann langsamer gefahren wäre.

Der ganze Tross umfasste gegen 120 Wagen. Wenn Halt gemacht wurde, kümmerten sich die einen um Wasser, andere um Brennholz und einige gingen ins nächste Dorf Brot kaufen. *«Wenn die Reise zur Sommerszeit geschehen wäre, so wäre sie lang nicht so beschwerlich und manches Pläsirliche dabei gewesen. Wir hatten also die meiste Zeit nur so zur grössten Noth zu leben, weil wir zu schwach waren, den Lebensmitteln nachzugehen.»*

Es war am Morgen des 13. November, als sie in der Stadt Akermann ankamen, eine Stadt *«mit einer starken Festung, am Dniesterfluss, die Gränzstadt zu Bessarabien. Wein und Obst wächst dahier. Wir wurden nun einquartiert und glaubten, über nacht bleiben zu dürfen. Unsere Freude dauerte eine kurze Zeit. Wir hatten kaum das Mittagmahl eingenommen so kam Ordre wieder abzumarschiren, damit wir heute noch über Wasser kamen. Der Dniesterfluss ist 3 bis 4 Stund breit und man kann öfters mehrere Tage auf dem Wasser sein, oder am Ufer harren, wenn widriger Wind geht.*

Wir fuhren also von unserem Quartier ab, und kamen vor die Stadt hin, da hiess es schon wieder dass wir halten sollten und jeder Wagen zurück in sein altes Quartier müsse, welches auch wirklich geschehen ist. Jetzt glaubten wir nun für ganz gewiss, Nachtquartier halten zu dürfen. Ich ging also in die Stadt um allerley einzukaufen. Während dieser Zeit kam abermal Ordre dass sie abfahren sollten, welches auch sogleich geschah, während ich noch in der Stadt war und also nichts davon wusste. Als ich solches erfahren hatte ging ich eilend aus der Stadt an den Fluss, wo ich zum Glück meine Leute und ihre Ware schon eingeschifft antraf. Die Schifflleute waren besoffen und überdies äusserst rohe Menschen. Bei dem Einladen der Ware in das Schiff, schnitten sie die Zelttücher von den Wägen nur ab, warfen alles durcheinander, die Kisten alle verkehrt gestellt, kurz, alles kreuz und quer durcheinander geworfen. Da half kein Bitten und kein Flehen, indem sie uns nicht verstunden.»

Wieder war die Nacht sehr kalt, und sie befürchteten auf dem Dreimaster zu erfrieren, da sie im Durcheinander ihre Decken nicht fanden. *«Der Himmel war voller Sterne und spiegelte sich in diesem Wasser majestätisch. Es fiel ein starker Reifen. Wir bekamen endlich durch unser Bitten, von den andern hie und da ein Stück Bett, um uns zur grössten Not ein wenig bedecken zu können, damit wir nicht gar erfroren, obwohl vor diesen fremden Betten es uns sehr ekelte.»*

Die Überfahrt dauerte nur drei Stunden und alle freuten sich schon auf eine warme Stube. Sie durften aber erst bei Tagesanbruch das Schiff verlassen.

Widinopel⁸ nach Mariental⁹

«Nun waren wir in Widinopel, dem ersten Städtchen, im eigentlichen Russland, nahe an der Mündung wo der Dniester in's schwarze Meer läuft.» Aus der warmen Stube wurde nichts, denn diese waren längst von früheren Kolonisten besetzt, sie konnten sich glücklich schätzen, in einer Küche Unterschlupf zu finden. Hier vernahmten sie, dass sie ihr Winterquartier nicht in Odessa verbringen würden, «sondern auf das Land, drei, vier bis zehn Stund um Odessa herum in deutsche Dörfer, wo sich schon früher deutsche Kolonisten angesiedelt hätten.»

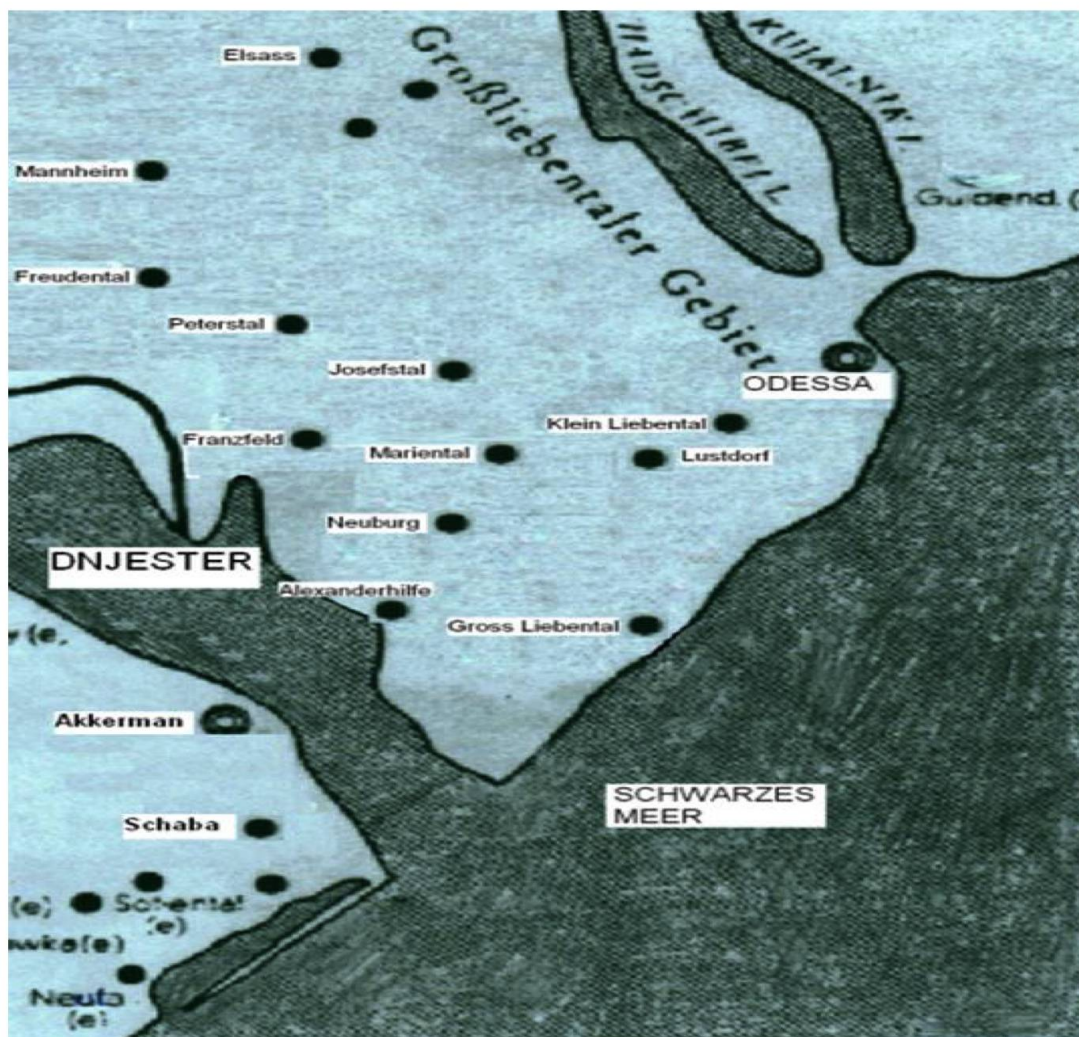


Abb. 5. Siedlungsgebiet der Auswanderer

⁸ Der heutige Name Ovidiopolskyi deutet darauf hin, dass dies der Verbannungsort des römischen Dichters Ovid war.

⁹ Heute Mar'yanivka.

Beinahe alle, was auf unserem Schiff war, hatten kein Geld mehr; bei andern Schiffen, auch von unserer Kolonie, war noch hie und da einer, welcher noch wenig Geld hatte. In Widinopel liessen wir unsere letzten Dukate wechseln; dies war also all unser Geld, mit welchem wir uns durch den Winter bringen sollten. Unser Wunsch war immer, den Winter über durch Backen etwas zu verdienen. Aber! – was konnten wir anfangen ohne Geld? Wir hofften zwar immer, dass wir vom Kaiser Unterstützung bekämen, weil schon so viele gute Anordnungen zu unserm Besten geschahen, aber vergebens. – Wenn auch wirklich uns vom Kaiser Geld gesandt worden wäre, so hätte es erstens einen weiten Weg zu uns, und zum zweiten müsste es durch viele Herrenhände laufen, bis wir es erhielten, und da wäre vielleicht die Hälfte zurück geblieben. Zu früherer Zeit würde uns solches betrübt haben; allein wir waren gelassen, hofften auf Gott getrost, und sagen zu einander: Er wird uns nicht zu Grunde gehen lassen!

Einen Hauptfehler haben wir auf unserer Reise gemacht, dass wir all unser Silber-Geld in Gold verwandelt hatten. In Österreich und in Ungarn verloren wir schon an jeder französischen Louis d'or zwei Gulden, und sobald wir in die Turkey kamen, wollte man dieselben gar nicht mehr von uns nehmen; mit vieler Mühe geschahe es, dass dann und wann uns etliche gewechselt wurden, wo wir aber an jeder Douplone vier bis fünf Gulden verloren, und im Ganzen immer einen Verlust von fünfzig bis sechzig Gulden hatten. Die Holländischen Dukaten nahm man überall sehr gerne an. An den Kronenthalern verloren wir in der Turkey, an jedem Stück zwei und vierzig Kreuzer. Die vierundzwanzig Stük werden nach dem Gepräg für zwanzig Kreuzer genommen. In Russland nimmt man alles Geld sehr gerne. Wenn wir unsere Französische Louis d'ors noch gehabt hätten, würden wir statt dem Verlust, an jeder dreissig Kreuzer bis einen Gulden gewonnen haben.»

Nach einer dreitägigen Quarantäne wurden sie von einem deutschen Bauer aus dem drei Stunden entfernten Mariental abgeholt. Er bot ihnen an, bei ihm Quartier zu beziehen. Am 16. November kamen sie dort an.

Mariental

Die Ankunft muss ihnen vorerst paradiesisch vorgekommen sein. «*So wie wir in die warme Stube eintraten, war schon das Essen, von gediegenem Fleisch und Kartoffeln bereit. Wir assen mit grösstem Appetit, tranken, indem wir grossen Durst hatten, sehr viel Wasser, und wurden in derselben Nacht noch alle sehr krank. Wir bekamen ein starkes Blähen im Unterleib, und darauf einen heftigen Durchlauf. Mich hatte es am stärksten angegriffen, ich wurde in ein paar Tagen so schwach, dass ich das Bett nicht verlassen konnte; diese*

Schwachheit nahm täglich so zu, dass wir alle glaubten, wir werden sterben müssen.»

Der junge Brauchli war nicht allein, auch sein Vater und seine Gattin wurden krank. Einen Arzt gab es nicht, und da man keine Kranken im Quartier duldete, hatten sie ständig Angst, ins Spital nach dem zwei Stunden entfernten Liebental geführt zu werden. *«Vor diesem Spital hatten wir eine wahre Todesangst, weil die meisten, welche darin waren, und dahin kamen, gestorben sind, und uns das Loos leicht hätte treffen können. Aber Gott sey Dank! Es ist nicht geschehen.»*

Später wurden sie von zwei Herren 'visitiert'. Der Bauer hatte Brauchli rechtzeitig gewarnt, so dass sie sich auf diesen Besuch vorbereiten konnten. *«Wir zogen uns an, und ich nahm ein Buch in die Hand, setzte mich an den Tisch hin, tat als ob ich in demselben lese, obgleich ich das Sitzen, diese kurze Zeit, kaum aushalten konnte. Nun kamen die Herren, visitirten einen nach dem andern, griffen jedem den Puls, und als sie an mich kamen, (denn ich war noch der Kränkeste) sagten sie sogleich: ich sei krank, worauf ich erwiderte, gewesen – nun nicht mehr, ich sei völlig gesund, nur noch schwach. Die Herren lächelten, und sagten: ich sei dato, ganz bestimmt, noch krank, doch aber durfte ich nicht ins Spital, und somit wurden wir alle frei gesprochen. Dies hatten wir einzig und allein unserm braven Bauer zu verdanken; hätte er uns nicht vorher in Kenntnis gesetzt, dass augenblicklich visitiert würde, so hätten wir uns nicht so vorbereiten können, und überdies hätte er bloss nur sagen dürfen, dass wir wirklich krank wären, so hätten wir, ohne weiteres Bitten, ins Spital wandern müssen. Wir bemerkten aber bei vielen Gelegenheiten, dass dieser uns wohl leiden konnte.»*

Das Glück des Tüchtigen

Als die Thurgauer endlich an ihrem Bestimmungsort ankamen, standen sie ohne Geld da, und sie dachten schon daran, die Taschenuhr und andere Sachen, die ihnen noch geblieben waren, zu versilbern. Eines konnten sie jedoch trotz schlechter Gesundheit noch, arbeiten. *«Wir kamen auf den Gedanken, mit unserem Bauer, die Kost auf einige Zeit zu verakkordiren, und kamen darinn überein, für jede Person, täglich einen halben Rubel zu bezahlen. Die Kost war gut, nämlich täglich gediegenes Fleisch, und Nudeln, welches freylich für uns Kranke eine harte Speise zum verdauen war. Ich ass manchen Tag beinahe gar nichts.»*

Dieser Zustand dauerte nicht lange. In seinem Brief, den er ein Jahr nach seiner Ankunft schrieb, erklärte Brauchli. *«Wir haben gegenwärtig mehr Sa-*

chen, als wir von Hause mitnahmen, woher, werdet ihr folglich hören.» Was Brauchli nun schilderte, war eine Erfolgsgeschichte wie man sie auch von andern Schweizer Auswanderern zu hören bekam.

Als es allen gesundheitlich besserging, «berathschlagten wir uns untereinander, wie wir es angreifen wollten, durch die Bäckerey etwas zu verdienen, und wenn es auch nur so viel wäre, dass wir zur grössten Noth unsere Kosten verdienten, und auf diese Art wäre uns dann für den gegenwärtigen Augenblick aus der Noth geholfen.

Unser Bauer hätte uns gerne einen Bakofen herstellen lassen, allein, er hatte die erforderlichen Materialien nicht; und da es gerade Winter und alles hart gefroren war, so war es ihm doch auch nicht so ganz willkommen; am meisten aber befürchtete er, wir möchten keinen Absatz bekommen, weil die Bauern kein weisses Brod essen, sondern blos schwarzes, welches jeder selbst genug hatte, und die neuangekommenen Kolonisten könnten auch keines kaufen, weil den meisten das Geld ausgegangen, wenn sie anderst kein Taggeld vom Kaiser bekommen würden.»

Die Wigoltinger liessen sich dadurch aber nicht abschrecken. Sie stellten fest, dass sich im Umkreis von einer halben Stunde sieben deutsche Dörfer ohne Bäckerei befanden. Weisses Brod mussten man aus der fünf Stunden entfernten Stadt Odessa kommen lassen.

«Die Wirthshäuser sind alle sehr schlecht eingerichtet. Trinkt man etwas, und man will Brod dazu haben, so bekommt man keines, sondern man muss es selbst mitbringen. Wir dachten daher, dass diese Wirthe leicht dahin zu bringen sein werden, dass sie von uns in Zukunft ihr Brod nehmen werden, wie es dann auch wirklich geschehen ist. Ein Wirth, von Franzfeld, zwei Stunden von hier, erfuhr, dass wir Willens wären eine Bäckerey zu erreichen, kam deswegen hieher, und suchte uns im Quartier auf, und sagte: so bald wir eine Bäckerey errichteten, so dürfen wir auf ihn bestimmt rechnen, dass wir ihm jede Woche, für 10 bis 15 Rubel weisses Brod senden dürften.»

Durch diese Zusage wurden die Wigoltinger in ihrem Entschluss bestärkt, eine Bäckerei zu errichten. Aber wo, und wo das Geld hernehmen? *«Unser Hauswirth hatte eine sehr kleine Stube, und in derselben ein kleines Öfchen, blos aus Leim zusammen gesetzt, das Loch zum feuern, war der Erde gleich, ohne nur ein Loth Eisen dabei, blos ein Stein diente zum Zuschliessen des Ofens, welcher sodann mit Kuhmist zugepapt wurde. Auch die Küche war sehr klein.*

Dessen ungeachtet beschlossen wir, es zu probieren, wenn wir auch nur sehr wenig zu Anfang baken konnten. Wir kannten einen Maurer auf unserem Schiff, welcher auch hier im Quartier lag, diesen suchte mein Vater im Dorf auf, um ihn her zu bestellen, mit ihm von der Sache zu reden, den Ofen zu besichtigen, und allenfalls zu verbessern. Nun kam er vor ein Haus, und fragte nach dem Quartier des Maurers: der Bauer, als er meinen Vater reden hörte, sprang aus

der Stube heraus, indem er ihn gleich an der Sprache kannte, dass er ein Schweizer sein müsse, führte ihn in die Stube hinein, und erzählte ihm, dass er nahe an der Schweiz, unweit Chur, bei Vaduz, im Fürstenthum Lichtenstein, zu Hause sey.»

Der Maurer und seine Frau versprachen, ihnen nach Kräften zu helfen, sie würden zwar bald Kolonisten erwarten, «allein, da wir Schweizer seyen, so wollen sie uns gerne in's Quartier nehmen, sie hätten eine neue Stube, welche sie nicht brauchten, diese können wir beziehen, und sie wollen uns daselbst auf ihre Kosten einen Bakofen einrichten lassen, indem sie wirklich mit Baksteinen versehen wären. Und als sie merkten, dass wir kein Geld hatten, boten sie uns Frucht an, und noch überdiess Geld dazu, bis wir etwas verdient hätten.

Wie uns dieses Anerbieten Freude machte, könnt ihr euch leicht vorstellen. Wir fragten nun den Herrn Schultheiss um Erlaubnis, ob wir ein anderes Quartier beziehen dürften, welches er uns sehr gerne erlaubte. Auf dieses hin wurde der Ofen sogleich gebaut, und wir bezogen die nächste Woche darauf unser neues Quartier, ich aber konnte vor Krankheit und Schwachheit, mich kaum dahin begeben.

Als wir in diesem neuen Quartier waren, so liess die gute Bäuerin sich's sehr angelegen sein, und wendete allen Fleiss dahin, mir meine Gesundheit wieder herzustellen. Sie legte mich in ein sehr gutes Bett, gab mir allerley gute, sehr kräftige Speisen, gesunden Thee von allerley Kräutern. Sie sagte: ich hätte das sogenannte Abnehmen, oder die ungarische Krankheit, welche, wenn nicht bei Zeiten die rechte Mittel getroffen werden, tödtlich seye. Auch mein Vater, und meine Frau hatten diese Krankheit, nur nicht in so hohem Grad, wie ich. Die Bäuerin hatte ein gewisses Wasser, dasselbe wurde gesotten, und von diesem Wasser musste ich ein paar Gläser voll trinken, und dann drey Tage hintereinander den ganzen Leib waschen. Wir brauchten dieses Mittel, nämlich ich, mein Vater, und meine Frau, und in etlichen Tagen wurde es besser mit uns; mein Vater und meine Frau wurden vollkommen hergestellt. Die Folgen von dieser Krankheit fühlten wir freylich noch geraume Zeit. Alles was wir assen und tranken, blähte uns den Unterleib heftig auf, und wir hatten die grössten Schmerzen dabei. Dieses kam von dem gar zu vielen Frieren her.

Als wir nun alle so ziemlich hergestellt waren, stellte sich eine neue, hier zu Lande gewöhnliche Krankheit ein, das sogenannte Herzgesperre. Das Herz, die Rippen und der Rückgrat thun einem so schmerzlich weh, dass man zuletzt kaum mehr Athem holen kann. Auch diese Krankheit ist tödtlich, ich wurde zwar in wenigen Tagen davon befreyt. Unser neuer Quartierherr liess eine Frau, die hiesige Hebamme, rufen, welche ein Mittel für diese Krankheit wusste; sie kam, und schmierte mich einige Mal mit einer Salbe, an verschiedenen Theilen des Leibes, und gleich wurde es besser mit mir. Zwar spüre ich bis diese Stunde noch etwas davon, besonders wenn ich stark Athem hole, allein, dieses schadet

nun nichts mehr. Wir sind also alle Gott sey Dank! wiederum gesund, und über diess so stark dabei, dass wir es in der Schweiz nie so waren, besonders der Vater und ich. Jetzt erst erkennen wir, dass der selige Johannes die nämliche Krankheit, welche wir hatten, auch hatte, und ohne Zweifel noch leben würde, wenn er die Mittel hätte gebrauchen können, welche wir gebraucht haben. Allein niemand kannte diese Krankheit, selbst der Arzt nicht, geschweige die Mittel, durch welche wir geheilt wurden.»

Bäckerei Brauchli

Eine Bäckerei aufzubauen war alles andere als einfach. Sie hatten weder eine Mühle, noch Bretter und Brennmaterial. *«Wir liessen für einige Rubel Mehl, bei dem Müller, welcher nahe an unserem Quartier war, holen; allein, wie erstaunten wir, als uns der Müller, neben dem verlangten Mehl, das Geld wieder zurücksandte, und dabei sagen liess: er wisse wohl, dass wir wenig Geld hätten, wir sollen einstweilen nur Mehl ohne Geld holen und im erforderlichen Fall, wolle er uns noch hundert Rubel dazu leihen, und, wenn wir mehr von Nöthen hätten, wolle er uns noch mehr geben, damit wir doch etwas anfangen könnten, es hätten ihm die Schweizer auch einmal aus der Noth geholfen, jetzt wolle er den Schweizern wieder helfen. Dieses Anerbieten machte er uns, ohne uns nur einmal gesehen zu haben, und auch wir hatten ihn nie vorher gesehen. Wahrlich, jetzt hatten wir die Fügung und Hülfe Gottes recht sichtbarlich erfahren!*

Wir empfiengen nun von diesem Müller, dem grossen Menschenfreund und Wohlthäter, hundert Rubel; und mit diesem Geld fiengen wir, unter Gottes Beistand, unsre Bäckerey an, und haben es nun in drey Monaten, so weit gebracht, dass wir unsrem Müller nicht nur allein das Geld, welches uns vorgeschossen, zurück geben konnten, sondern noch über diess so viel Geld in Händen haben, dass wir unsere Bäckerey, ganz mit Nutzen betreiben können. Am Absatz des Brods fehlte es uns gar nicht, wir verkauften vieles im Haus, und hatten drey Wirthe, aus den benachbarten Dörfern, an uns, welche jede Woche für 50 bis 80 Rubel, Brod holen liessen. Ausser diesen liegen noch Ortschaften um uns herum, wo wir jede Woche, einen Wagen voll Brod brauchen könnten. Wir werden uns vielleicht bald ein Pferd, und ein Wägelein dazu anschaffen, um an gewissen Tagen in der Woche, in diese Dörfer fahren zu können, und das Brod ausrufen zu lassen, welches hierzuland allgemein üblich ist, denn jeder Krämer oder Handelsmann bringt seine Waare auf einem Wägelein und lässt sie hernach ausrufen.

Nach kurzer Zeit konnten sie bereits zwei Mal am Tag Brot und Eierwaren backen, und in den ersten drei Monaten machten sie bereits einen Umsatz von

1600 Rubel. Noch etwas kam ihnen zu Hilfe. Sie hatten sich in einer katholischen Gegend niedergelassen.

«An ihren Fasttagen, deren viele sind, können wir oft nicht genug weisse Ey-erbrod baken. Vergangene Weynachten hatten wir ausserordentlichen Absatz. Im Monat May, giebt es sehr viele Prozessionen, welche 14 Tage lang dauern, wo wir uns zum Voraus guten Absatz versprechen dürfen. Die älteren, schon dreyzehnen Jahre lang angesiedelten Kolonisten kaufen das meiste Brod bei uns, folglich verliehren wir nicht viel, wenn auch die neuen, hier einquartierten Kolonisten fortwandern sollten. Wir baken blos Weissbrod und Eyerwaar, alles, nach euerer Methode, von blosem Schiltmehl.

Das weisse Brod wird in Odessa nach der Zürcher Methode bebaken; und auf diese Art haben wir es auch angefangen. Wir baken nun so langes Brod, zu 10, 20 bis 40 Copek, oder, zu 4, 6 bis 16 Kreuzer, welches auf den Brettern, so wie das Schiltbrod, getrieben wird. Zu 10 Copekbrod, wird zwölf und ein halb Loth Teig, und zu 10 Copeks Eyerwaare, acht Loth, abgewogen.¹⁰ Hausbrod baken wir gar keins. Das Mehl kaufen wir in Odessa, jedes Mal einen Sakvoll, welcher 200 Pfund wiegt, und 37 Rubel kostet. (Ein Rubel ist nach eurem Geld, etwa 33 Kreuzer.) Beinahe jede Woche fahren wir in die Stadt, wo wir jedes Mal 5 bis 6 Mehlsäk aufladen. Dieses Mehl kommt alles aus Polen und von Moskau, zwei bis dreyhundert Stunden Wegs weit. Das hiesige Mehl können wir nicht brauchen, weil es nicht gebeutelt ist; denn es giebt hier keine andere Mühlen, als Windmühlen. Dieses Mehl könnte zwar auch gebeutelt werden, aber nie würde man es dahin bringen, dass das Mehl so, wie auf den Wassermühlen zugerichtet werden könnte, indem der Wind das Mahlwerk in ungleiche Bewegung sezt. Kleye und Mehl, ist hier zu Land alles durcheinander, und muss erst durch ein Haarsieb von einander geschieden werden. Die Frucht wird auch nicht ausgemahlen, ein grosser Theil Mehl bleibt immer in der Kleye. Die hiesigen Bauern essen sehr raues Brod, und überdiess salzen sie es nicht, daher es sehr unschmakhaft ist. Künftigen Sommer kommen die Polaken auf den Wägen, mit Mehl beladen, in grosser Anzahl nach Odessa, und da man von ihnen, ganz natürlicherweis, das Mehl viel billiger, als in den Magazinen, kauft, so sind wir entschlossen, uns für eine geraume Zeit zu versehen.»

Das Geschäft lief so gut, dass sie entschieden in diesem Ort zu bleiben. Mit dem Bauern, Ihrem Hausherrn, wurden sie bald über die Höhe der Miete einig. Für Stube, Küche, Platz im Hausgang und dem Gemüsegarten bezahlten sie jährlich hundert Rubel.

Ihre Fähigkeiten waren aber noch anderweitig gefragt. Der Gemeindevorsteher und der Gemeindeschreiber merkten bald, dass die Thurgauer im Schreiben und Rechnen sehr erfahren waren. *«Indem der Gemeindeschreiber*

¹⁰ 12,5 Lot sind 190 g, 8 Lot sind 120 g.

alle tage sehr viel zu schreiben hatte, und ihm zum öftern sehr schwierige Rechnungen vorkamen, so ersuchte er uns zum öftern ihm hierin an die Hand zu gehen, und Aufschluss zu ertheilen, weil sonst kein Mensch im Dorf ist, der weder rechnen noch schreiben kann, nicht einmal der Schullehrer, denn dieser kann zur höchsten Noth blos buchstabieren. Da der Gemeindeschreiber viele Güter besitzt, mithin diesem Geschäft nicht wohl abwarten kann, so thäte er diese Stelle sehr gerne niederlegen, und ich könnte sie leicht bekommen. Die jährliche Besoldung ist vierhundert Rubel; dieses ist aber freylich zu wenig für so viele Arbeit, welcher einer da zu verrichten hat, denn es hat einer weit mehr zu schreiben, als bei euch ein Kreisamtmann. Ich kann also diese Stelle nicht annehmen, weil durch dieses Geschäft unsre Bäckerey versäumt würde.»

Marienthal gehörte zur zwei Stunden entfernten Pfarrei Grossliebenthal, einem deutschen Marktflecken. Eine reformierte Kirche gab es in der ganzen Gegend keine. Brauchli schrieb: *«Mein Schwager der Jakob Burgermeister von Wigoldingen schickt wirklich seine Kinder nach Grossliebenthal in Unterricht, und lässt sie nachher konfirmieren.»¹¹*

Sparsam wie eh und je

«Wir werden so Gott will! dieses Jahr euch noch einmal schreiben, und euch gründlich und umständlich alles erzählen wie es uns geht. Wenn Freunde oder Bekannte Briefe an uns einschliessen wollen, wird es uns sehr freuen, wenn wir von ihrem Wohlbefinden etwas vernehmen, nur bitten wir recht sehr, wegen dem hohen Porto, das feinste Postpapier dazu zu nehmen, und so eng wie möglich zu schreiben. Wir hätten für gegenwärtiges Schreiben 25 bis 30 Rubel, auf der Post Porto zahlen müssen, und hätten es doch nur bis an die galizische Gränze, bis Brody frankiren können, wenn nicht zu unserm Glück gestern Abend in allen deutschen Dörfern ausgerufen worden wäre, dass einer von den alten Kolnisten nach Deutschland gehe, um seine alten Freunde zu besuchen, und wer Briefe dahin schiken wolle, solche zum Schultheiss bringen solle. Diese Gelegenheit benutzten wir; und auf diese Art kostet weder uns noch euch dieser Brief Porto, (hat doch 4 fl. 30 kr. gekostet) besonders da er über Ulm gieng.

Wir für uns haben uns entschlossen kein Taggeld mehr anzunehmen, für's erste jederzeit gehen zu können wohin wir wollen, und für's zweite weil wir es Gottlob! nicht mehr nothwendig, indem wir an nichts Mangel haben. Gestern wurde uns ein nach deutscher Art gebautes Haus, auf 5 Jahre lang zu miethen angetragen, wofür nichts zu bezahlen ist, als jährlich 25 Rubel für den Frohn-

¹¹ Diese Kinder waren Anna Margaretha geb. 1801 und Johann Heinrich geb. 1802, die beiden waren zu diesem Zeitpunkt bereits 17 und 16 Jahre alt.

dienst. Dieses Haus steht in dem deutschen Dorf Neuburg, eine halbe Stund weit von hier. Auch hat ein reicher Müller von hier ein ruinirtes Haus, welches er vorher auf seine Kosten in besten Stand herrichten lassen will, so wie wir es zu unserm Gewebe nöthig hätten, zur Miethe angetragen. Wir sind nun noch nicht fest entschlossen was wir thun werden; ein Haus worin wir allein wohnen können wäre freylich für uns das beste.»

Später fügte Brauchli an: «Der Schwager Jakob Burgermeister zieht dato auch nicht nach Kaukasien; er will Vorschuss nehmen, um sich in hiesiger Gegen ein Landgut zu kaufen. Er ist gegenwärtig in Marienthal und versieht des verstorbenen Bürgermeisters Wittwe den Feldbau, wo er monatlich 25 Rubel, oder jährlich 300 Rubel, nebst freyer Kost für seine ganze Haushaltung hat. Dann verdienen noch seine Kinder die Margaretha und der Johann Heinrich, vieles bei uns in der Bäckerey. Vergangenen Winter schnitt uns Burgermeister Rohr am Dniesterfluss, wobei er ein ordentliches Stük Geld verdiente. Dann erhält er noch Taggeld von der Krone, so, dass er wohl bestehen kann, und es dabei sehr gut hat.»

Gedanken eines Auswanderers

«Es ist eine wahre Thorheit, wenn der Mensch immer zieht und doch nicht füran geht. Der Mensch ist wahrlich nicht an einen Flek gebunden; und ich glaube es ist Schuldigkeit von ihm, wenn er alles angewandt hat was er anwenden konnte, und doch nicht füran gehen will, dass er es an einem andern Ort probiert und Versuche macht, sein Brod wo anderst zu verdienen, besonders wenn er so gute Gelegenheit hat, und also es nicht erzwingen darf, sondern gleichsam sieht, dass ihm die Vorsehung auf einen andern Plaz winkt, und also denselben blos nur folgend darf.

Marienthal, bei der Stadt Odessa am schwarzen Meer in Russland, wo wir uns jetzt befinden, ist von der Schweiz ungefährr 600 Stunden, und Kaukasien von Marienthal 6 bis 700 Stunden entfernt; also hat man von der Schweiz aus bis nach Kaukasien (im asiatischen Russland) 12 bis 1300 Stunden zurück zu legen. Vom Russischen Kaiser ist neuerdings für jede Familie 1000 Rubel Reise-geld bestimmt worden, für die welche nach Kaukasien ziehen, ohne dieses hatte aber die Reise nicht vor sich gehen können. Dieses bewegt aber unsre Familie nicht, jetzt schon mitzuziehen; und wir werden wenigstens noch ein Jahr hier weilen, ehe wir einen Entschluss fassen weiter zu wandern. Der Kaiser von Russland hat auch beschlossen, dass künfftig die Auswanderer aus Deutschland ihre Reise nicht mehr zu Wasser, sondern zu Land machen sollen, indem zu Land

weniger Menschen sterben würden. Zu dieser Landreise wird er hinlängliche Anstalten treffen.

Nun lebet alle recht wohl, und grüsset uns alle unsere Freunde, Bekannte und Nachbarn. Ob wir gleich 600 Stundn von euch entfernt sind, so sind doch täglich unsere Gedanken bei euch. Seyd alle von uns viel tausendmal gegrüsst!

Jakob Brauchli.»

Im Burgermeister-Archiv befindet sich eine kurze Notiz vom Gemeindevorstand Freiermuth von Wigoltingen an den Pfarrer: *«Herr Pfarrer, haben Sie die Güte morgens in der Kirche als Todesfall zu verkünden. Joachim Brauchli, Bruder des im letzten Juli verstorbenen Johann Paulus Brauchli. Ist mit seiner Familie 1816 von hier nach Russland verreist starb 1./13. August¹² vorigen Jahres und bestattet den 4./16. bei seinem Sohn in Südrussland, Colonie Lustdorf bei Odessa. Das Schreiben von seinem Sohn Oktober dieses Jahres habe an seine Verwandtschaft übergeben worden.»*

Kam 1936 in Brügg bei Biel zur Welt. Nach Banklehre und Englandaufenthalt fünf Jahre in Brasilien mit dem Verkauf von Schweizeruhren tätig. Ab 1965 dreissig Jahre in verschiedenen Funktionen bei der IBM Schweiz tätig. Mitglied der Genealogischen-Heraldischen Gesellschaft Bern und des Historischen Vereins Bern. Verfasste eine Familienchronik und eine Schrift über ein historisches Ereignis seiner Heimatgemeinde, den 'Wigoltinger Handel'. Aus familiären Gründen häufiger Chilereisender. Verfasste die Schriften 'Aus dem Leben von Schweizer Auswanderern nach Chile, 1870-1900' und 'Vom Patrizier zum Inselkönig', eine Biographie des Berners Alfred von Rodt, Pächter der chilenischen Juan Fernandez Inseln – heute oft 'Robinson Inseln' genannt.

¹² Datum nach gregorianischem und julianischem Kalender